

Dietrich Korsch

Gott – die Wahrheit.

Eine theologische Besinnung

„Was ist Wahrheit?“ fragt Pilatus Jesus, seinen Gefangenen. Er reagiert damit auf Jesu Wort „Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, dass ich die Wahrheit bezeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der hört meine Stimme.“ Die kleine Szene aus dem Johannesevangelium (Joh 18,37 f.) verdient eine aufmerksame Betrachtung. Offenbar ist ein persönlicher Einsatz für die Wahrheit nötig – und kann Einsicht und Zustimmung doch nicht erzwingen. Jesus erhebt in seiner Aussage den Anspruch, mit seiner ganzen Person Zeuge der Wahrheit zu sein. Das allein reicht freilich nicht. Es muss darüber hinaus vorausgesetzt werden, dass der Hörer der Aussage selbst Anteil an der Wahrheit hat, die es jeweils zu entdecken gilt. Die Frage des Pilatus nach der Wahrheit nimmt diese Mittelstellung auf. Sie ist daher nicht nur eine rhetorische Strategie, sich der Zumutung des Anspruchs Jesu zu entziehen; sie verstrickt Pilatus bereits in das Geschehen von Wahrheit, dem er sich vielleicht verweigern will. Was also ist Wahrheit? Nun, sich eben in diesem Prozess zu befinden: Ein Zeugnis der Wahrheit hören, sich dann aber von der Wahrheit selbst überzeugen lassen. Indem Pilatus so fragt, wie er es tut, ist er bereits von der Wahrheit angegangen – und wir als Leser des Evangeliums, die wir den Dialog beobachten, sind das erst recht. Wahrheit ist ein pragmatisches Ereignis.

Wie andere, verwandte große Begriffe unserer geistigen Welt ist auch der Begriff der Wahrheit von zwei Eigenschaften gekennzeichnet. Erstens handelt es sich um einen Begriff, der sich im Schema von Dualisierung bewegt. Wahrheit hat Unwahrheit als ihr Pendant und Gegenüber, und beide Begriffe verhalten sich ausschließlich gegeneinander. Wer „Wahrheit“ sagt, grenzt sich automatisch von dem ab, was unter „Unwahrheit“ zu fassen wäre. Zweitens aber besitzt der unweigerlich sich aufbauende Dual ein inneres, sachlogisches Gefälle. Denn im Vergleich von Wahrheit und Unwahrheit steht fest, dass Wahrheit sein soll und Unwahrheit vergehen muss. Das ergibt sich schon aus der Gegenüberstellung selbst. Denn wer Wahrheit und Unwahrheit miteinander vergleicht und beurteilt, muss für sein Urteil unterstellen, dass es wahr ist, wenn er sich selbst überhaupt ernst nehmen, also mit sich identisch sein will.

Dualität und Finalität, diese beiden Merkmale zeichnen auch die anderen klassischen Großbegriffe aus, den des Guten und des Schönen. Sie nehmen in charakteristischer Abwandlung Aspekte der Wahrheit auf. Im Guten liegt die Finalität offen zutage: Das Gute ist das Seinsollende – auch und gerade dann, wenn und weil es noch nicht verwirklicht ist. Den Ausgang bildet immer dasje-

nige, was bestimmungsbedürftig ist, in dem also unterschieden werden muss, was zu wählen und zu verwirklichen ist und was ausgeschlossen und überwunden werden soll. Diskursiv und unanschaulich ist die Art und Weise, auf die das Gute sich einstellt. Im Schönen ist es die Dualität, die markant auftritt: Was schön ist, stellt sich im Unterschied zum Hässlichen wie von selbst heraus. Die Präsenz des Schönen treibt das Hässliche aus, ohne dass man selbst dazu beitragen müsste. Anschaulich und intuitiv ist dieser Vorgang.

In der Wahrheit sind die beiden Akzente, Dualität und Finalität, am intensivsten miteinander verknüpft. Wahrheit ist nicht Produkt der eigenen Einsicht, sondern Bezugspunkt derselben: Das ist das Moment ihres Daseins. Wahrheit enthält die Forderung, sich selbst zu ihr zu bekennen, also zu ihr überzugehen: Das ist das Sollen, das von ihr ausgeht. Das Diskursive und das Intuitive verbinden sich: Im unanschaulichen Diskurs gewinnt das Geltende seine aus sich selbst einleuchtende Kraft. Unerlässlich ist es, mit Argumentationen anzusetzen, wenn es um Wahrheit geht. Denn Wahrheit ist zuerst und unverzichtbar an Aussagen gebunden und verlangt die Erörterung von deren Eigenart. Aber Wahrheit kommt auch nicht ohne den Bezug zum Leben der argumentierenden Subjekte aus, in dem sie sich einstellt. Damit schließlich verstanden wird, wie die Debatte über die argumentative Wahrheit und die Lebenswahrheit zusammenhängen, bedarf es eines dritten Überlegungsganges.

Was ist Wahrheit? Die Pilatusfrage hat uns bereits in die Erörterung der Wahrheit hineingezogen. Darum kann, darum muss man mit ihr auch selbstdenkend und mit möglichst wenig Voraussetzungen anfangen. Das ist der Grund, warum hier dem Verfahren der Besinnung, der meditatio, gefolgt wird.

1 Wahrheit – Eigenschaft von Aussagen

Am Anfang ist die Sprache. In der Sprache werden Lautformationen zu Sinnträgern. Selbst von sinnlicher Gestalt, nimmt die Sprache eine Distanz zu all dem ein, was uns in der Welt umgibt, was auf uns einwirkt und was wir empfinden können. Dieser Abstand baut sich dadurch auf, dass die Sprache Zeichen gebraucht, die auf etwas referieren, aber auch miteinander verknüpft werden können. Der Sprachgebrauch bildet sich aus in einer Reduktion der sinnlichen Vielfalt durch Formung und Selektion einzelner Elemente sowie durch interne Regeln von deren Verknüpfung und ihre Einbettung in kommunikative Verwendungsweisen besonderer Art. Ist dieses System einmal etabliert, kann es sich von sinnlichen Verweisen auch ganz abkoppeln, Zeit und Raum übergreifen, Reales in Virtuelles transformieren und dabei zugleich repräsentieren. In dieser

Funktion kann Sprache als die elementare „symbolische Form“ (Ernst Cassirer) bezeichnet werden.

Reduktion vollzieht sich als Verallgemeinerung. Darum ist der Bildung von symbolischen Formen, beginnend mit der Sprache, eine Tendenz eingewoben, die uns weiter beschäftigen muss. Wenn das deiktische Moment der Verifizierung ausfällt, weil die Sachverhalte komplizierter und die Ausdrücke abstrakter werden, dann tritt an die Stelle der unmittelbaren Vergewisserung die Dichte der sprachlichen Verknüpfung von Sätzen, die dadurch zu beurteilungsfähigen Aussagen werden. Die Tendenz zur Allgemeinheit wird aufgefangen durch eine netzartige Verknüpfung von verschiedenen Hinsichten, die Aussagen leiten und bestimmen.

Mit dieser Ausrichtung aufs Allgemeine ist allerdings sogleich eine gegenläufige Betrachtung verbunden. Sie speist sich einerseits aus dem Bewusstsein, dass sich auch Aussagen mit allgemeiner Aussageabsicht speziellen Ursprüngen verdanken. Sätze werden immer in Situationen artikuliert, die von vielfältigen Besonderheiten durchzogen sind. Das heißt: Sie könnten auch anders formuliert werden; es kommt durchaus auf die Spontaneität derer an, die sich zu solchen Formulierungen verstehen. Daraus ergibt sich der andere Aspekt, auf den es hier ankommt. Denn mit dem Bewusstsein der individuellen Hervorbringung von tendenziell allgemeineren Aussagen ist immer auch das Bewusstsein verbunden, sich möglicherweise irren zu können. Darum gehört eine selbstkritische Wendung in der Produktion von Aussagen zu dieser selbst hinzu. Und selbst wenn eine Selbstkritik nicht schon von Anbeginn dabei sein sollte, wird sie spätestens dann angestoßen, wenn eine Kritik der Aussage seitens anderer Kommunikationsteilnehmer erfolgt.

Aussagen gehen aufs Allgemeine, hatten wir gesehen, und das Einzelne wird durch ein Geflecht von allgemeinen Aussagen zu umschreiben versucht. Die Differenz von Allgemeinem und Besonderem gehört zu den Charakteristiken der auf Aussagen konzentrierten Sprache. Treibt man diese Struktur weiter, dann resultiert aus ihr eine Sprachverwendung, die sich um das Erfassen der Welt überhaupt bemüht, in der wir leben. Die Allgemeinheit der Sprache dehnt sich aus auf die Allgemeinheit der Welt. Das hat zur Folge, dass die Verknüpfungen von individueller Aussagenhervorbringung und allgemeinem Aussagegehalt nach einer Kontrolle und Ordnung verlangen. Die ist dann gegeben, wenn sich Aussagen gegenseitig fordern und stützen, was nur geschehen kann, sofern unzutreffende Aussagen aus dem Prozess der Erörterung ausgeschieden werden. Im Gefälle von Einzelem und Allgemeinem steckt die Tendenz zur Methode, also dem Aufbau eines allgemeinen Beurteilungsrasters für mögliche wahre Aussagen. Wer sich der Allgemeinheit von Aussagen überlässt, endet bei einem System der Wissen-

schaften, dessen Inbegriff man als das Ensemble der methodisch bewährten Aussagen bezeichnen kann. Was sich bewähren lässt, gilt in diesem System als wahr.

Doch woran bemisst sich diese Bewährung? Die traditionellen Wahrheitstheorien haben sich an genau dieser Frage abgearbeitet. Drei Dimensionen lassen sich unterscheiden. Einmal geht es darum, richtige Sätze zu bilden, die als Aussagen fungieren können, über die ein Urteil möglich wird. Dafür ist sprachlich-grammatische Kompetenz erforderlich, also die Fähigkeit, sich in einem Sprachgebiet adäquat bewegen zu können. Als Zweites kommt in Betracht, die Aufmerksamkeit mittels der Aussage möglichst konzentriert auf einen Sachverhalt zu lenken. Das ist die semantische Dimension, mittels derer die Intention der Aussage zur Geltung gebracht wird. Schließlich kommt als dritte Dimension die Pragmatik des Sprechens ins Spiel, also die Fähigkeit, mit der Aussage auch verstanden werden zu können. Es liegt auf der Hand, dass es einer Integration aller drei Dimensionen bedarf, wenn man Aussagen auf ihre Triftigkeit hin beurteilen will – was ja unverzichtbar ist, wenn es um den Prozess der Welterfassung zu tun ist. Es ist aber genauso offensichtlich, dass die Anwendung des „Wahrheitskriteriums“ in eine fortgesetzte Bewegung der Aufstellung und der Kritik von Aussagen führt. Wie immer man „Wahrheit“ theoretisch beschreiben möchte: Sie ist und bleibt auf dieser Ebene ein regulativer Begriff. Wahrheit ist unerlässlich, um in der zu Aussagen verdichteten Sprache Urteile fällen zu können. Wahrheit ist aber nie ganz erreicht, weil sich die Tendenz zur Allgemeinheit auf keinen Fall so realisieren lässt, dass Besonderes und Allgemeines unmittelbar zusammenfallen. Gerade in diesem prozessualen Sinne aber kann und muss man auch von „der Wahrheit“ reden, ohne damit irgendwelche substanzontologischen Vorstellungen zu verbinden.

Die Beobachtung des Zugleich von Wahrheitsbestreben und Unvollkommenheitserfahrung in der Wissenschaft gilt es zunächst in theoretischer Hinsicht festzuhalten. Mit einer Beschränkung auf Wahrheitskriterien allein kann es nicht sein Bewenden haben. Vielmehr setzt sich die Tendenz, die in der Bildung einzelner Sätze als Aussagen wirksam ist, auch in der Kombination von Aussagen zu wissenschaftlichen Aussagezusammenhängen fort. So wie es eine Verpflichtung gibt, sich über die unmittelbare Einzelheit zu erheben, um sich ihr gegenüber zu behaupten, so gibt es auch einen Anstoß, das System der Aussagen zu erweitern und zu verdichten; das ist der ethische Aspekt der Theorie.

Die Ausbildung von Wissenschaft ist daher alles andere als zufällig und willkürlich. Wissenschaft folgt, so sehr sie aus der Sprache selbst entspringt, einem normativen Gefälle, demzufolge das, was möglicherweise wahr sein kann, auch als solches behauptet werden muss. Diese Verpflichtung stellt so etwas wie einen kategorischen Imperativ der Theorie dar: Richte deine forschende Aufmerksamkeit stets auf das immer weiter zu entwickelnde Allgemeine aus, welches die

vielen Einzelheiten, unmittelbar-empirischer Art oder theoretisch-wissenschaftlichen Charakters, in sich aufzunehmen in der Lage ist. Dieses Streben nach Wahrheit auf der Basis von Wissenschaft ist selbst eine aus der Sprache erwachsende moralische Verpflichtung.

Die Theorie ist schließlich auch nicht ohne ästhetische Bestrebungen. Sowohl dem Interesse an Verständlichkeit als auch der Absicht auf Genauigkeit wohnt die Tendenz inne, das Komplizierte mit dem Einfachen zu verbinden. Nicht ohne Grund also suchen Wissenschaften nach übergreifenden Grundeinsichten und zusammenfassenden Theoriekonzepten, in der Mathematik und in der Physik besonders ausgeprägt. Eine andere Ausrichtung verbindet sich damit: Aussagen so zu treffen, dass die Präsentation der Wahrheit mit dem Geschehen der Wahrheit selbst verbunden erscheint. Was wahr ist, soll sich als solches zeigen; die Vermittlung gehört zum Wesen des Wahren selbst hinzu.

Die ästhetische, ethische und theoretische Seite der Wahrheit haben einen gemeinsamen Grund, und der führt unsere Aufmerksamkeit wieder auf die Sprache zurück. Denn Sprache ist ein grundlegender Vollzugsmodus menschlichen Verhaltens in der Welt, sie ist Ort und Medium humanen Handelns, durch welches sich menschliches Leben selbst erhält. In diesem Verhalten in der Welt kommen sowohl theoretische Erschließung als auch moralische Wahl und nicht minder ästhetisches Wohlgefallen zum Zuge. Was getan wird, muss der gegebenen Umwelt entsprechen. Es muss intersubjektiv geteilt und approbiert werden. Es muss aus sich selbst überzeugen. Das bedeutet aber, dass wir in unseren Überlegungen von der Konzentration auf Aussagen als Mittel des Wissens und der Wissenschaften zu den Menschen übergehen müssen, die mit der Wahrheit umgehen.

2 Wahrheit – Bestimmung des Menschen

Mit der Wahrheit umgehen – das setzt den Erhalt des Lebens voraus. Darum kann der Diskurs über Wahrheit von dieser elementaren Grundlegung gar nicht absehen. Nun verhält es sich ja so, dass der Erhalt menschlichen Lebens nicht möglich ist ohne seine Gestaltung. Schon die Natürlichkeit humanen Lebens ist kulturell vermittelt. Es gibt kein menschliches Dasein ohne Sprechen und Handeln. Das ist aber immer gebunden an individuelle Personen, geht von ihnen aus und sucht in diesem Ausgang eine Ausrichtung auf das Allgemeine.

Dabei kommen unterschiedliche Aspekte zusammen, die einerseits von gleicher Struktur sind, die sich andererseits aber auch voneinander unterscheiden. Wie wir schon gesehen haben, nimmt das Sprechen eine symbolische Verknäp-

pfung und Codierung vor, die es erlaubt, sich beschreibend auf die Vielfalt der Welt zu beziehen, indem von ihr Abstand genommen wird, um dann überlegt wieder auf sie zuzugehen und in sie einzugreifen. Dieser sprachliche Umgang mit der Wirklichkeit versetzt gewissermaßen in eine Bewegung der Abstoßung und Anziehung im Verhältnis zur Welt, einer Lockerung der Verbundenheit im Interesse ihrer Verbesserung und Vertiefung. Im Moment der Differenz steckt die Möglichkeit der Reflexion, auf die man gar nicht verzichten kann, wenn sie sich einmal aufgetan hat. Im Moment des Zugehens auf die Wirklichkeit ist dann das Moment des verändernden Eingreifens zu Hause.

Das Handeln ist grundsätzlich von derselben Struktur gezeichnet. Einerseits ereignet sich ein Zurücktreten vom unmittelbaren Impuls des Reagierens auf äußere Einflüsse oder innere Anstöße – ein Zurücktreten, welches einen Überblick verschafft, den man reflexiv nutzen kann. Andererseits ist ja eine Einwirkung auf die umgebende Wirklichkeit gesucht und gewollt; nur, dass sich diese jetzt erfolgreicher und zielsicherer gestalten lässt.

Dabei sind jedoch die Richtungen verschieden, in denen Sprechen und Handeln vorgehen. Denn im Sprechen geht es um die zunächst handlungsentlastete Erörterung dessen, was zu tun ist. Darin ist immer eingeschlossen, dass es eine Übereinkunft mit anderen Handlungssubjekten geben muss, die von der Veränderung der gemeinsamen Welt betroffen sind. In einem zweiten Schritt stellt sich nachfolgend die Aufgabe, ein entworfenes Handlungsziel so zu konzipieren, dass es empirisch zu realisieren ist. Die gemeinsame Maxime in beiden Aspekten des Sprechens besteht in der Ermittlung und Schematisierung des Lebensdienlichen.

Im Handeln dagegen ist es primär um das Herstellen und Bewirken zu tun. Weil alles verantwortet werden muss, ist eine Reflexion auf das Gesollte unerlässlich, aber ohne eine vorhergehende Prüfung des empirisch Möglichen kann auch kein Handlungsziel entworfen werden, das der Erhaltung des Lebens dient. Daher ist die primäre Dimension des Handelns der Weltbezug, der freilich sogleich moralisch zu bewerten ist.

Der Inbegriff dieser Handlungsstruktur ist die Technik. Sie gehört elementar zum Vollzug humanen Lebens, ja stellt eine Keimzelle seiner Erhaltung und Gestaltung dar. Allerdings erscheint die Technik auch als durchaus reflexionsbedürftig, und das in einem gesteigerten Sinn. Denn es sind in ihr die zwei Logiken, die wir unterschieden haben, zueinander in Beziehung zu setzen; zwei Logiken, die sich in Spannung zueinander befinden. Die Logik der Sprache lebt von der Differenz, die zur empirischen Wirklichkeit aufgemacht wird; in ihr stecken die Möglichkeit und die Herausforderung, sich auf das intersubjektiv allgemein Geteilte zu verständigen. Die Logik des weltbezogenen Handelns dagegen richtet ihr Interesse auf das in der Herstellung Mögliche und versteht bereits dies als

die Herausforderung, der nachzukommen ist. Beide Seiten sind nun, wie man leicht sieht, nicht von selbst miteinander kompatibel. Sie sind aber auch nicht prinzipiell im Widerspruch zueinander. Vielmehr kann es durchaus sozialverträgliche Technik geben, und nichts steht, umgekehrt, einer technischen Umsetzung moralischer Intuitionen im Wege. Allerdings ist auch klar, von welcher Seite aus der Umgang mit der tatsächlich immer konflikträchtigen Einheit humaner Technik erfolgen muss: Es ist die Seite der moralischen Verantwortung. Es gibt eine affektive Faszination des technisch Möglichen, für die das Neue das Gute ist – und es gibt eine Furcht vor der Herrschaft der technischen Produkte, die nach einer vorangehenden oder begleitenden Bewertung des Neuen verlangt.

Spiegelt man diese Verhältnisse in unsere Erörterung der Wahrheit, dann lässt sich Folgendes festhalten: Die Wahrheit, zu der wir unterwegs sind, wenn wir sprechen, bewegt sich in einem Horizont, in dem zugleich unser individuelles leibliches Leben zu erhalten ist. Dieser Lebenserhalt muss als reflexions- und urteilsbedürftige Lebensgestaltung verstanden werden. Diese Beurteilung nun lässt sich nur vornehmen, wenn das Spannungsverhältnis, das der Technik als dem Inbegriff lebenserhaltender Gestaltung innewohnt, explizit gemacht wird. Das setzt voraus, dass man sich auf diejenigen Implikationen besinnt, die der Faszination der Technik einerseits, der Furcht vor ihrer Eigendynamik andererseits zugrunde liegen.

Beide Implikationen entstammen nun aber dem Selbstverhältnis des Menschen, und die Spannung zwischen beiden hat wesentlich mit dessen Verfasstheit zu tun, nämlich dem unhintergehbaren Leben im Weltverhältnis und dem ebenso unaufhebbaren Selbstbezug des Daseins. Das kann man sich folgendermaßen klarmachen: Einerseits steht das Leben im Werden und Vergehen der Natur. Wir erleben an uns selbst wie an anderen Menschen, erst recht an Phänomenen der organischen (und auch anorganischen) Welt, dass eine beständige Veränderung am Werk ist, der alles unterworfen wird. Die Fristung unseres Lebens durch Tätigkeit hemmt das Zerfallen momentan, ohne es aufheben oder umkehren zu können. Leibhaft sein heißt sterblich sein. Andererseits wissen wir um diesen Ort unseres Lebens. Wir vermögen uns jedenfalls insoweit dem bloßen Werden und Vergehen zu entziehen, dass wir auf uns selbst referieren und uns darin als Urteilende über uns selbst festhalten können. Nach jener ersten, natürlichen Seite hin hoffen wir auf Gelingen einer Technik, die uns das Leben erleichtert und verlängert, ohne das Wissen um deren letztendlich eintretende Vergänglichkeit verdrängen zu können. Das ist Quell von Faszination und Furcht zugleich. Nach dieser zweiten, geistigen Seite hin wissen wir uns von unserer Vergänglichkeit unterschieden, ohne uns ihr entziehen zu können. Das schafft, auf einer noch tieferen Stufe, das gemeinsame und widersprüchliche Gefühl von Beständigkeit und Vergänglichkeit, von Freude und Trauer. Eigentümlich zu sehen, wie sehr

die Verfassung des Gegensatzes sowohl unser leibliches als auch unser geistiges Leben durchzieht. Doch darf man sich nicht verhehlen, dass der Ursprung dieses doppelt codierten Gegensatzes aus dem Selbstverhältnis entspringt, das uns als geistigen Wesen eigen ist, nämlich auf sich selbst gar nicht anders als im Modus endlichen Lebens referieren zu können. So sehr individuelles Leben sich aus seinem aktuellen Selbstbezug speist, so sehr ist es doch zugleich an die Vorstellungsform der Leiblichkeit gebunden, wenn es seine Individualität konkret behaupten will.

Allerdings ist mit der Beobachtung der unaufhebbaren doppelten Spannung im Leben auch noch nicht alles gesagt. Denn in den Unterscheidungen, die hier vorgenommen werden, steckt doch – und zwar als Bedingung der Möglichkeit der Unterscheidung! – das Bewusstsein davon, dass die verschiedenen Seiten zusammengehören; auch dann, ja gerade dann, wenn die Einheit nicht als solche gegeben ist. Für diese unanschauliche Einheit wiederum steht der Begriff der Wahrheit ein, der insofern die Voraussetzung des Unterscheidens, aber auch das Ziel der Orientierung aufeinander zu darstellt. Das kann man wieder im Einzelnen ausführen. Sich beständig an der Verlängerung des leiblichen Lebens abzarbeiten, kann ja nicht durch ein empirisch zu erreichendes Ziel motiviert sein. Das ist, wie man im Voraus weiß und wissen kann, unmöglich zu erlangen. Wohl aber bleibt das Bewusstsein erhalten, dass eigentlich – also: in Wahrheit – die auseinanderstrebenden Momente endlichen Lebens nicht beliebige Bruchstücke sind, sondern Fragmente eines Ganzen; so tief von diesem Ganzen gezeichnet, dass dessen Charakter noch im Individuellen aufleuchtet, wenn man es nur genau genug betrachtet. Allen aus diesem sozusagen monadologischen Gedanken entspringt die unaufhörliche Verpflichtung, das Gegenstrebige zusammenzuführen.

Dasselbe kann man auch vom Geist sagen. Es gibt, selbstverständlich, das geistige Bewusstsein von der eigenen Endlichkeit, dem Subjektsein darin zugeordnet, dass sich dieses gar nicht anders als leiblich veranschaulichen kann. Es gibt aber auch das Bewusstsein, dass dieses Verhältnis zum eigenen Leib kein Schicksal, kein Unfall, sondern eine zugeordnete Lebensweise darstellt, in der sich das individuelle Bewusstsein wiederfindet. Damit ist das Doppelverhältnis gegeben, dass sich im Bewusstsein das Empfinden der Unvergänglichkeit aufbaut und dass dieses Empfinden mit dem Wissen um die Vergänglichkeit gepaart ist. Auch dies ist ein Gegensatz, der nicht zum Verschwinden gebracht werden kann, der aber auch nicht in die Verzweiflung führen muss. „Wahrheit“ heißt hier abermals die Chiffre, die diesen Zusammenhang umgreift, so wenig er in eine vorhandene Einheit überführt werden kann. Dies alles also ist gemeint, wenn von Wahrheit als Bestimmung des Menschen die Rede ist.

Dieser letzte Gedanke ist es nun, der uns auf die nächste Stufe unserer Besinnung führt. Es stellt sich nämlich die Frage, von woher eigentlich diese Bestim-

mungen des Menschseins, die wir uns vor Augen geführt haben, zu treffen sind. Allenthalben sind wir auf vergleichbare Strukturen gestoßen, die sich durchaus mit den beiden Merkmalen von Dualität und Finalität beschreiben lassen, ohne dass beide in eine differenzlose Einheit eingehen würden. Wir haben auch gesehen, dass sich die analogen Strukturen idealtypisch aufgeschichtet haben: von der Verfasstheit von Aussagen zum System der Wissenschaften, von der lebenserhaltenden Technik zum Selbstverständnis leibseelischen Menschseins. Überall Differenzen, die auf eine ungreifbare Einheit verweisen. Wie ist dieser Sachverhalt selbst zu bedenken und in Sprache zu fassen?

3 Gott – die Wahrheit

Wahrheit ist ein Geschehen. Als regulative Idee eingeführt, erweist es sich, dass von ihr Gebrauch zu machen in einen Horizont führt, in dem nicht nur eine Bestimmung der Welt gefordert wird und alles dessen, was in ihr der Fall ist, sondern in dem auch und diesem allem vorausliegend eine Bestimmung des Menschen aufgegeben ist. Es erzeugt sich, nach Wahrheit fragend, eine Perspektive auf das Ganze, die aber immer nur partikular entworfen werden kann, ja, die zuletzt ganz individuell zugespitzt ist. Wie können nun diese enge Pointierung und jene universale Weite miteinander bestehen?

Dafür sind zwei Gründe nötig. Der erste besteht darin, dass es tatsächlich eine Zugänglichkeit der Welt gibt, die es ermöglicht, Erkenntnisse sukzessiv zusammenzufügen und größere Einheiten von höherer Allgemeinheit sichtbar werden zu lassen, die humane Individuen in sich beherbergen. Es ist danach so etwas wie eine humane Gesellschaft in einer dem Lebenserhalt dienenden Welt angestrebt, und diese Verbindung geschieht auf der Basis der Suche nach Wahrheit, die eben das Individuelle und das Allgemeine in eins fasst. Der zweite Grund besteht darin, dass das Gelingen des menschlichen Lebens nicht erst von der Errungenschaft einer durch und durch humanen Gesellschaft in der Welt abhängig ist, sondern schon der Suche nach Wahrheit zugrunde liegt. Als einer, der nach Wahrheit fragt, kommt jeder Mensch seiner Bestimmung nach, und ohne diese Frage gibt es keinen Weg, seiner Bestimmung gerecht zu werden. Das heißt aber, dass es darauf ankommt, den Grund dieser Bestimmung zu benennen, um sich zu ihm verhalten zu können.

Damit nimmt unsere Besinnung eine eigentümliche Wendung vor. Bewegen wir uns bis jetzt in einer Analyse dessen, was wir im Verfolg der Wahrheit zu sehen bekamen, und hielt sich diese Analyse im Zusammenhang unseres Welt- und Selbstverhältnisses sowie deren Kombinationen auf, so treten wir jetzt

davon einen Schritt zurück und kommen auf Religion zu sprechen. Für diese Ebene der Religion sind vier Bestimmungen maßgeblich. Erstens, die religiöse Frage stellt sich mit aller Konsequenz dann, wenn wir nach den Gründen fragen, welche unsere Option leiten, an der Wahrheit festzuhalten. Religion ist also kein beliebiges Phantasieprodukt, das man haben oder nicht haben kann. Religion gehört zu den Voraussetzungen von Wahrheit. Zweitens, alle Auskünfte religiöser Art, die nun zu geben sind, bewegen sich – wie könnte es auch anders sein – im Medium unserer vertrauten Sprachwelten. Sie tun das freilich, ohne sich einer ihrer Logiken – der theoretischen, praktischen oder ästhetischen – allein und ausschließlich unterzuordnen. Auf eine zum Teil irritierende Weise gehen sie durch die verschiedenen Weltumgangs- und Selbsterfassungsformen hindurch. Denn worüber jetzt geredet wird, ist ja nicht ein Teil in der Welt noch die Welt als Ganze noch auch allein das eigene Selbst. Gesprochen wird vielmehr vom Grund der Welt und des Menschen in all der Differenziertheit, derer wir ansichtig wurden. Aus dieser Perspektive wird deutlich, worum es in der Religion zu tun ist: Weil Welt und Mensch wirklich sind, besitzt dieser Grund selbst unumstößliche Realität, auch wenn, ja gerade weil er nicht anschaulich gegeben ist. Drittens können und brauchen wir religiöse Sprache, ihre Bezugsdimension und ihre Vorstellungsformen nicht etwa zu erfinden; sie liegen vielmehr in schon gesprochener Sprache, in bereits konfigurierten Handlungssequenzen, in vorab geprägten Bildwelten vor. Religion, als Grundlagendimension der Wahrheit entdeckt, gibt es längst schon, bevor in dieser Weise von ihr die Rede sein kann. Dass dies aber nun so möglich ist, beruht – viertens – auf der Religionsgeschichte. Denn in ihr hat sich, in einem komplexen Prozess von kultureller Entwicklung und gesellschaftlichen Wechselwirkungen, die Differenz des transzendenten Grundes im Verhältnis zu Selbst und Welt herausgebildet – und dabei auf ein Resultat geführt, das nicht mehr vergessen werden kann, wenn es einmal an den Tag getreten ist.

Diese Beobachtungen haben zur Folge, dass alle Erörterungen über die Wahrheit im Verhältnis zu bestimmten geschichtlichen Religionen stehen – so wie auch über Religion nicht mehr nachgedacht werden kann ohne die hier vorgenommene kritische Betrachtungsweise und ihre gedankliche Einordnung. Die christliche Religion hat zur Herausbildung dieser Konfiguration, die sich uns ergab, nicht unerheblich beigetragen. An ihr wird in besonderem Maße deutlich, inwiefern Gott die Wahrheit ist.

Wahrheit ist ein Geschehen, hatten wir gesagt, und dieses setzt einen Grund voraus, der im Geschehen präsent ist. In diesem Horizont besagt die christliche Grundüberzeugung, dass Gott in Jesus Christus Mensch geworden ist: Die Geschichte Jesu Christi ist der Weg zur Wahrheit als der Weg zu Gott. Den Einsatzpunkt dafür bildet der Mensch in seiner individuellen Bestimmungsbedürftigkeit. Jeder und jede muss den Weg zur Wahrheit finden und gehen. Das kommt

daher, dass jeder Mensch individuell angesprochen und zum eigenen Lebensvollzug aufgefordert ist. Darin gründet die Individualität des Menschen, die ihm von Gott her vor allem Weltverhältnis zukommt. Allerdings ist damit auch verbunden, dass das Scheitern an der eigenen Bestimmung nicht verharmlost werden kann. Ihr nicht gerecht zu werden, sich selbst zu verfehlen, den Weg zur Wahrheit in der Gestalt von treffenden Unterscheidungen nicht einzuschlagen und fortzusetzen – das ist ein Zustand, der durch nichts, durch keine eigene Anstrengung zu kompensieren ist, und sei sie auch das Höchste, das man denken kann. Vielmehr ist der Weg zur Wahrheit nur zu gehen, wenn die Wahrheit selbst schon auf dem Weg präsent ist, auf den Weg führt und den Weg mitgeht. Es ist der Einsatz Gottes selbst in der Person Christi, der dies bewirkt. Wer Christus nachfolgt, indem er sich von ihm leiten lässt, findet den Weg zur Wahrheit, den Weg in das Leben.

Dieser Weg der Wahrheit führt, aufgrund der Gegenwart Gottes, zur Erkenntnis, dass die Welt darum uns erschlossen und verstehbar ist, weil sie selbst in ihrer ganzen Materialität, aber auch in ihrer Belebtheit, aus Gott stammt, weil sie Gottes Schöpfung ist. Dieser Weg der Wahrheit führt uns zur Erkenntnis, dass wir in dieser Welt dazu beauftragt sind, sie wahrzunehmen und zu einer humanen Welt zu gestalten und in all dem Gott die Ehre zu geben; und dass wir dieser Aufgabe entsprechen, indem wir sinnvoll und kräftig wahr und unwahr unterscheiden. Dass wir so auf dem Weg der Wahrheit sind, dass uns Leben in der Wahrheit versprochen ist, das kommt zuletzt daher, dass Gott selbst als in sich lebendig zu verstehen ist – in sich unterschieden und doch eins.

In dieses Geschehen der Wahrheit so einzutreten, dass es auf den Grund der Wahrheit hinführt, ist uns möglich, indem wir, aus welchem Anstoß auch immer, nach der Wahrheit fragen – wenn uns dabei die Wahrheit selbst begegnet und erreicht. Was ist Wahrheit?, fragt Pilatus. Man möchte ihm antworten: Schau hin, da begegnet sie dir gerade!

Gott – die Wahrheit: Als Grund der Wahrheit ist Gott im Geschehen der Wahrheit gegenwärtig. Wo die Verhältnisse von theoretischer Anschauung, praktischer Verpflichtung, ästhetischem Genuss auf ihren Grund hin durchschaubar gemacht werden, indem eine Besinnung auf Gott erfolgt, geschieht die Umkehrung, dass Gott selbst präsent wird. Das ist das Geschehen des Gottesdienstes. Er ist der Inbegriff des Wechselverhältnisses, welches den Weg zur Wahrheit ausmacht.

Eben dies spiegelt sich in der Theologie als Wissenschaft. Die Theologie weiß und erinnert daran, dass der Grund der Wahrheit sich im Vollzug der Wahrheit ereignet, dass das Sein der Wahrheit die Bewegung ist, in der Menschen zur Wahrheit gelangen. Das zu unterstreichen, ist der Sinn der dogmatischen Theologie. Dass dieses Geschehen der Wahrheit auf einen Grund zurückgeht, der sich selbst vergegenwärtigt, also gerade in seinem Geschehen nicht verfügbar gemacht werden kann, bildet die Leitlinie der Praktischen Theologie. Beide

sind aufeinander angewiesen, um das zur Geltung zu bringen, woraus sie sich speisen. In diesem Grund waren auch die beiden einstigen Göttinger Vikare im Vikarskurs 17 vereint, welche der Weg ihres Lebens den einen hierhin und den anderen dorthin in der Theologie geführt hat. In ihm bleiben sie verbunden bis heute und immerfort.